

Spätes Leben

(Willy Reichert gewidmet)

Glücklich bin ich,
daß ich den goldenen Becher
in Weisheit
und voll des Weines
in einem Zug
getrunken.

Mögen den Wanderstab nun,
der in der Ecke
steht,
die Spinnen
mit silbernen Fäden
umweben.

Reich war
mein Leben,
fröhlich
in der Gnade
des göttigen Gottes.

Wo da immer ein Schatten
den Weg mir
umdunkelt,
war auch ein Licht,
in dem ich die Pforte
zum Ewigen
sah.

Ruhig schreite ich,
lächelnd,
dem Endlosen
zu.

Künstlerische Doppelbegabung in Mainfranken

(Zum Mainfränkischen Dichtertreffen 1962).

Über das Wesen der künstlerischen Doppelbegabung ist oft schon und sehr viel Geschriebenes worden. So vor allem von dem auch in Würzburg durch seine literarischen Vorträge weitestbekanntesten Herbert Günther, von dem erst kürzlich der Heimeran-Verlag in München die zweite, wesentlich erweiterte Ausgabe seines so außerordentlich belehrenden und zugleich unterhaltsamen Buches über künstlerische Doppelbegabungen herausbrachte, und auch der Kauer & Heib-Verlag (München und Altböck) legte uns, aus der gleichen Feder, das reizend behilderte Büchlein „Zeichnungen und Gemälde deutscher Dichter“ vor. Womit gesagt ist, daß das Interesse an dem besagten Problem doch außerordentlich lebendig zu sein scheint, wie es ja immer interessant und lohnreich ist hinter die Maske, hinter das Gesicht zu schauen, um so die eigentliche Wesensart eines Künstlers besser zu ergründen als nur mit dem Blick so oberhin.

Künstlerisch ein Doppelbegabter zu sein, ist Fluch und Segen zugleich. Ein Fluch, wenn die doppelte Begabung zur Zerspaltung führt, wenn sich der Künstler seinen rechten Weg nicht rechtzeitig bewahrt wird, wenn er sich nicht entscheiden kann für die oder jene Seite seiner Begabung, aber auch ein beglückender Segen, wenn die Kraft der Gestaltung, die Gedankenkräfte so mächtig sind, daß der davon Betroffene gar nicht anders kann, als sich auch noch in einer zweiten Sprache auszudrücken.

Schon von Michelangelo wissen wir, daß dieser geniale Bildhauer auch vorzügliche Sonette zu schreiben wußte und ebenso weiß man von Goethe, daß dessen erste künstlerische Jugendbegeisterung dem Malen und Zeichnen galt, daß er zu Zeiten sogar glaubte, ein Maler werden zu müssen, wie seine jahrelangen Bemühungen bezogen. Kamen seine künstlerischen Blütenstränge auch nicht zu voller Reife, so hat ihn doch das Zeichnen bis ins hohe Alter hinein begleitet, wie das ja auch bei unserem Altpräsidenten Theodor Hauff der Fall ist, der heute noch auf allen seinen Fahrten seinen Skizzenblock zur Hand hat, um mit raschen Strichen ein ihn interessierendes Motiv einzufangen. Denn besser noch als das fotografische Abbild, ist für den Wanderer die eigene zeichnerische Niederschrift seines Erlebens, die nur das Wesentliche der Dinge festhält und Nebensächliches ungenutzt sein läßt.

Doch besser wie uns man dem Reigen künstlerischer Doppelbegabungen in unserer eigenen Heimat zuwenden, seien vorher auch noch einige andere Künstlermenschen vermerkt, die sich in der doppelten Form auszudrücken wollten wie Adalbert Stifter und Gottfried Keller, die bis in die Mittelalter hinein als sehr begabte Maler tätig waren, bis dann der endgültige Durchbruch zum Dichter erfolgte, und auch Wilhelm Busch's Triäne galten am Anfang seines künstlerischen Schaffens, ausschließlich der Malerei. Von Gelegenheitsdichtern bei der oder jener Gesellschaftsveranstaltung mehr und mehr zum Schreiben ermuntert und gestiftet, gewannen diese dann die Oberhand in eigener Verbindung mit der Zeichnung, und was dabei herauskam, weiß man in der ganzen Welt: ein großer Dichter und ein großer Philosoph.

Bis ins Unendliche ließe sich diese Nennung weiterführen, bis in unsere Tage hinein über Märka, E. T. A. Hoffmann, Hermann Hesse, Ernst Penzold, Alfred Kubin, Ernst Barlach und Joachim Ringelnatz. Doch wollen wir dies heute bleiben lassen und uns dafür gleich unseren engeren Landsleuten zuwenden, die als Doppeltgabe noch nicht allgemein bekannt sind.

An ihre Spitze gestellt sei da zunächst einmal der aus Melrichstadt stammende Weggenosse Michael Georg Conrad der alte Hausgenosse Heinrich von Rindt (1824-1909), den seine Zeitgenossen als einen feinsinnigen Lyriker verehrten und der auch heute noch in neueren Literaturgeschichten — so bei Saegert „Dichter und Denker der Zeit“ — mit Hochachtung behandelt wird. Von Beruf Offizier und Max-Josef-Ordensritter, schrieb, malte und zeichnete er gleichzeitig ohne jede Ermüdung bis ins hohe Alter hinein. Als Dichter lyrischer Gesänge wesentlich bekannter geworden denn als Maler und Zeichner, rückt er namentlich, nicht zuletzt durch die pflegliche Arbeit der Städtischen Galerie Würzburg, die den Großteil seiner Malwerke besitzt, mehr und mehr in das Blickfeld der künstlerisch interessierten Öffentlichkeit und hier in erster Linie als Aquarellist, als Wasserfarbenmaler.

Von dem bedeutenden Würzburger Landschaftler Fritz Bamberger geschult, den er auch auf vielen Reisen nach England, Spanien und Italien begleitete, gab seine Malerliebe nahezu ausschließlich der Landschaft und hier wiederum dem Gebirge. Bei aller Großzügigkeit der Auffassung ging er, ohne zu ermüden und langweilig zu werden, immer gerne ins Detail, weil ihm eben alles Lebenswort war, was sein Auge der Darstellung für würdig hielt.

Ihm ähnlich mit der Sorgsamkeit der Darstellung, aber weitaus viel trockener und spröder gibt sich der von der Architektur herkommende Giebelstädter Karlhef Konrad Hermann-Bäumer (1863-1945) der Verfasser des im Deutschen Reich verbotenen und angerechnet in seinem Heimatort von der „SS“ in einer Feirstunde auf dem Scheiterhaufen verbrannten Romans „Florian Greyer“.

Lange Zeit als Architekturlehrer an den Kunstschulen Magdeburg und Erfurt tätig, interessierte er sich bis zu sein Lebensende für alle Kulturbestrebungen in seiner Heimat und ob griff er, in Rede und Feder, in die jeweils gängigen Probleme ein: sozialer, zornig und manchmal auch böseartig, wenn eine Sache nicht so ging, wie er sie im Kopf hatte, ein geborener Rechtskämpfer, der vor allem den Männern der denkmalpflegerischen Arbeit das Leben sauer machte.

Von Wachs klein und durch ein Beinleiden leicht hinkend geworden, verhielt er auf seine alten Tage immer mehr, bis er schließlich nur noch aus reiner Bosheit bestand, was den persönlichen Umgang mit ihm nicht gerade leicht machte.

Seiner Heimat mit leidenschaftlicher Liebe zugewandt, bedachte er sie gegen das Ende seiner Tage mit einer stattlichen Schenkung: Er gab der Stadt Würzburg, von mir angeregt, mehrere Arbeiten seines frühverstorbenen Vaters, des Malers Georg Michael Hasfermann (1834-1887), seine umfangreiche Bibliothek, seine handschriftlichen Manuskripte (z. B. auch Briefe von Michael Georg Conrad), sowie viele seiner farbigen und Schwarzweißzeichnungen mit ausschließlich mainfränkischen Architekturmotiven, die vor allem als treue Sachlichkeitsdarstellungen von besonderem Wert sind.

„Kriegerzug“
nach einem Gemälde von
Jens Jørgen



„Straße in Yangai“ nach einem Gemälde von Heinrich von Röll





„Bildnis des Dichters H. C. Heine“
nach einem Gemälde von H. Kautschke

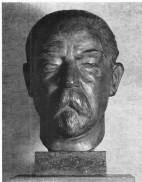


„Heinebildnis“ nach einer
Zeichnung von Max Kautschke

„Bildnis Nikolaus Fry“ nach einem
Gemälde von Heinrich Illarsdorfer



„Bildnis
Max Buchenau“
nach einem Gemälde
von Karlmann Buchenau



„Wilhelm Wegand“ nach einer Portraitplastik von Adolf Hohenberger



„Abgang im Fieberbett“ nach einer Zeichnung von Christian Hermann

Allernächst Hartmann-Birnau nahestehend, kommen wir nun zum bewegtesten unserer fränkischen Maler-Dichter, zu Max Daubendey (1867-1938), dessen weltweitem Ruhm als Mann der Feder wir hier nichts mehr beifügen haben und wohl auch kaum mehr seinem Ruf als Maler, denn auch dieser hat sich ja so langsam herangesprochen.

Als Sohn eines Fotografen zur Welt gekommen, erlernte Daubendey gleichfalls die Lichtbilderei, schrieb danach seine ersten Verse, malte und zeichnete dabei nach Herzenslust und schließlich ging er auch noch ganz ernsthaft mit dem Gedanken um, ein „wirklicher“ Maler zu werden. Schon sein erstes Buch „Ultra Violet“ offenbart in seinen Impressionen den geborenen Maler und ganz wurde er es erst in seinen letzten Lebensjahren in seinen Süddeutschen Apuzellen, in denen das Dilemmatische völlig abgestreift ist. Hier, in dieser Gauguin-Welt, offenbarten sich ihm erst so recht die Wunder des Lichts und jene Herrlichkeiten der farbigen Umwelt, nach denen er schon immer auf der Suche war.

Schade, jammerschade, daß diese prächtigen, leicht expressiven Farbwerke, die wir um 1920 herum erstmals in einer Würzburger Ausstellung zeigten, nicht für die Heimat erhalten werden konnten. Sie in ihrer Gesamtheit für die künftige Galerie zu erwerben, wie ich das damals in Vorschlag brachte, scheiterte leider an dem Unverständnis maßgeblicher Kulturbetreuer, die hier jedweden Verständnis für die geringen künstlerischen Werte waren. Und heute, wo dieses Verständnis da ist, ist ein Großteil dieser Apuzelle verloren — in Dresden, bei der Zerstörung dieser Stadt, mit samt der Gattin Daubendey. Erhalten geblieben sind, ein Glücksfall sondergleichen, rund 23 Blätter, die Frau Anni Daubendey vorher als „Leihgabe“ einem Daubendey-Freund in der Schweiz in die Hand gab, von wo sie hoffentlich wieder einmal zurückfinden: nach Würzburg, in Max Daubendey's Heimat!

Kam, wie wir gesehen haben, der Dichter erst auf weiten Umwegen zu einer intensiven Beschäftigung mit der geliebten Malerei, so struete ein anderer großer Würzburger, unser im Vorjahr verstorbener Dichter Leonhard Frank (1882-1961) gleich von Anfang an auf dieses Ziel los. Das erlebte Schlosserhandwerk rasch hinter sich lassend, trieb ihn seine Sehnsucht nach München, wo schon seine Malerfreunde Ferdinand Spiegel und Franz Driesler an der Akademie studierten; und diesen wollte er es gleichtun. Vom trefflichen Ungar Arde geschult, verlegte er sich vornehmlich aufs Aktzeichnen und als erste, erste und glückliche Frucht erblickte die kunstinteressierte Umwelt ein vom Dolphin-Verlag bereits im Jahre 1910 herausgebrachtes Mapperwerk mit dem Titel „Frauen am Meer“, enthaltend sechs farbig getinte Aktkompositionen, ganz linear gehalten, in einem zarten, feinen Umrissstrich im Nachklang des Lirionnerschen Pinks etwa und anderer Jugendzeichner. Ein großes Versprechen fürwahr, ein Jugendwerk, das ich gleich nach seinem Erscheinen erstmals auf der „Bayer“ sah, der Leipziger Jahresschau für Buch und Graphik, und selber, trotz vielfachen Suchens, nicht mehr, bis es mir vor kurzer Zeit erst ein Zufall auf dem Umweg über Berlin in die Hand spielte! Eine unbekannt gebliebene Malerwerkstättenangestellte Leonhard Franks also, entstanden noch vor seinem großen Bucherfolg mit seiner „Räuberbande“, der dann endgültig über seinen weiteren Weg entschied.

Vom Maler zum Dichter ging aber auch der Weg Christian Alsmanns (1881-1924) aus Würzburg, (ausgezeichnet mit dem damals so begehrten Rangos,

der Wagnereinführung unserer Universität), dessen Werk das Fabulieren wurde, ein fantasiereicher Sannierer und Illustrator, der für den „Simplicissimus“ zeichnete wie sein Freund Ferdinand Spiegel und der u. a. auch „Die Biene Maja“ mit schönen Bildern versah. Aber lieber noch zeichnete er die Bilder für seine eignen Geschichten und Märchen, unter denen sein „Riese Oth“ an der Spitze steht.

Blüht noch von dem viel zu früh dahingeschiedenen Lyriker und Erzähler Josef Angerer (1890-1954) zu berichten, der den Großteil seiner Zeit als Neusprachler an den Schulen in Ulm und Würzburg verbrachte. Malerei und Dichtung gingen nach bei ihm Hand in Hand. Einmal hatte er ihn ein feinsinniger Vorleser angetan, eine beschauliche Erzählung, dann wieder das zersplitterte Wirken mit dem Pinsel, besonders glücklich, wenn er mit den Wasserfarben hantieren konnte: im Mainland, am Bodensee, wo er am Hang von Unteraulingen ein Haus besaß, und dann auf seinen mehrfachen Reisen in Frankreich, auf den Wegen Van Goghs und Cézannes, die seine ganz besondere Liebe hatten, ehe er den Weg zu dem ausdrucksstarken Kokoschka fand.

Und nun, zum Abschluß dieser kleinen Plauderei, geschrieben aus Anlaß des „Fränkischen Dichtertreffens 1962“ und der im Würzburger Daubendiecksaal des Falkenhauses veranstalteten Ausstellung „Büchse, Bilder, Zeichnungen und Handschriften fränkischer Dichter“ aus dem Besitze der Städtischen Galerie, noch eine Frau: Die Malerin Gertraud Kosterky (1876-1959).

Jahreslang in enger Freundschaft mit Max Daubendieck verbunden, den sie auf vielen seiner Wander- und Schaffenswegen begleitete, als die oft bewährte Stütze seines unstillen Lebens, war sie ebenfalls eine ausgezeichnete Schriftstellerin und Verfasserin sehr einprägsamer Verse, die von den hierfür Zuständigen noch zu entdecken sind! Von gelegentlichen Veröffentlichungen abgesehen, kam die größere Öffentlichkeit nur der Erinnerungsbuch „Schöpferische Geister“, das menschlich so schön und anregende Dokument edler, treuer Künstlerfreundschaften.

Man sieht also: künstlerische Doppelbegabungen in ziemlicher Anzahl auch in unserer engeren Heimat und, was die Kunstleistungen angeht, weit über den üblichen Durchschnitt hinausragende Talente, die, ohne sich zu zersplittern, in beiden Kunstformen wahrhaft gültige Werke schufen.

Im Bildzauber der Sprache

Wir staunen über die dichterische Kühnheit Goethes, wenn er zu sagen wagt: „Und durchs Auge schleicht die Kühle / Saftigend ins Herz hinein.“ Und wir staunen, wenn wir bei Heinrich Heine lesen: „Die Kühle meiner Augen sind wund, die Hände meiner Augen sind krank.“

Unmittelbar spüren wir es: Das ist die kühne, Welt und Seele verwandernde Sprache der Dichtung, in der immer von außen das Außen zum Innen, das Innen zum Außen wird. Dabei merken wir gar nicht, daß auch wir als Sprechende uns im Bereiche solcher Dichtung bewegen. So wenn wir Farblos ansprechen als schmerzhaftes Rot, saures Blau, kaltes Weiß, Krallgelb. Wenn wir Flüze wässern, frostige Antworten geben, uns mit lösem Hoffnungschwimmer leisten.

Wir sprechen von Lichtem und dunklem Gemüt, von einer schmerzigen Seele. Warum sollte sie nicht auch zerfetzt, zerkratzt sein können? Um unsere Stimmungen zu malen, verbenachen wir die Farbskala vom hellsten Weiß bis zum purpurnen Schwarz — und bleiben doch immer im Sinn. Wie selbstverständlich sprechen wir von schwarzen Tagen, Schwarzblühern und schwarzen Linsen, von mageren Essen, Böden und Reden. Wir finden nichts dabei, Augäpfel, Adensäpfel und Hirsstäpfel in den Mund zu nehmen.

Fettäugen schauen uns an. Auch der Amassische wird solchen Augen gerne begegnen, wenn sie ihn aus der Suppe anschauen. Ohne Scheu sprechen wir von der Mutter, in die wir eine Schraube eindrehen. Wir brechen der Flasche den Hals und treffen den Nagel auf den Kopf. Wir können nicht anders: wenn wir uns ausdrücken, kommen Bilder heraus.

Wir füttern Tiere, Mäusel und Kanonen, haben Haus- und Hosenstüven, Schlüsselbärte, Landzungen und Flaschenhälse, Meeresarme und Wegericharme. Neben den Häuten auf dem Mist, die krähen können, haben wir Wasser- und Gefühlsme. Bücher und Berge haben Rücken, Berge außerdem noch Klämme, Pöle, Flanken, Dingeweide und Häupter. Das Meer hat Busen und Schuß wie Mädchen und Frauen, aber keine Augen, keinen Nacken, kein Haar. Das alles aber kann ihm heute oder morgen ein Dichter noch verleihen, wie es ja bereits einen Schlund aufzuweisen hat, in den wir schaudernd hinabblicken, wenn es zu gähnen gerät.

So leben wir im Bildzauber der Sprache und dichten mit ihr die kühnsten Gedichte, jeder von uns — und merken es nicht einmal.